

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 21 Beilage zur Gleichheit 1915

Inhaltsverzeichnis: Nach der Schlacht. Gedicht von Max Barthel. — Licht und Leben. Von Alex. Lipschütz. — Die Frau im alten Rom. III. (Schluß). — Feuilleton: Wieviel Erde braucht der Mensch? Erzählung von Leo Tolstoi. (Schluß.)

Nach der Schlacht.

Die Kanonen sind verbrummt.
Sie hatten lang genug gesprochen!
Gar mancher Bruder ist verstummt
Und manches liebe Herz zerbrochen.

Im kühlen Wald lehnt Gruft an Gruft.
Wir gehen scheu daran vorüber.
Run schmeichelt uns die Sommerluft
Und quillt von Duft und Liedern über.

Ein Schmetterling, der nach der Sonne hascht,
Gaukelt leicht auf den schlanken Zweigen.
Uns aber ist das Herz verascht
Und brüht in erstarrtem Schweigen.

O Mutter! Die mir Leben gab,
Hast du wohl darum Schmerz getragen,
Daß wo in einem fremden Grab
Verlösch't mein Wollen und mein Wagen?

Max Barthel, im Feld.

Licht und Leben.

Von Alex. Lipschütz.

I.

So mancher hat schon davon gehört, daß das Licht in Beziehung steht zum Leben. Man hat davon gehört, daß unser Körper besser gedeiht, wenn er die Strahlen der Sonne genießt, daß manche Krankheiten durch die Strahlen der Sonne geheilt werden können usw. Aber diese Tatsachen allein genügen noch keinesfalls, um die Bedeutung des Lichtes für das Leben zu kennzeichnen. Denn wir dürfen mit Recht sagen, daß aller Anfang des Lebens geknüpft ist an das Licht.

Wenn wir Umschau halten im Reiche der Organismen, so überzeugen wir uns, daß alles Leben anknüpft an das Leben der Pflanze. Wenn wir unser Leben unterhalten sollen, so müssen wir Nahrung von außen aufnehmen. Diese Nahrung ist uns geboten in Form von Tierleichen oder in Form von Pflanzenleichen. Aber auch dann, wenn sich ein Tier, wie zum Beispiel das Raubtier, ausschließlich von Tierleichen nährt, so kommt seine Nahrung in letzter Linie doch von Pflanzen her: denn die Tiere, deren Leichen den fleischfressenden Tieren als Nahrung dienen, ernähren sich ihrerseits wieder von Pflanzen. Und da die Pflanzen nur bei Licht gedeihen können, so ist eben alles Leben geknüpft an das Licht.

Hier erhebt sich für uns die Frage, welche eine Bedeutung das Licht für das Leben der Pflanzen hat.

Wir wollen bei unseren Betrachtungen von einem Versuch ausgehen, den jeder, der Zeit und Geschick hat, auszuführen imstande ist. Wenn wir eine junge Pflanze im Dunkeln aufzuziehen versuchen, so mißlingt das. Die Pflanze kann nur bei Licht gedeihen. Nun nehmen wir eine junge Wasserpflanze (zum Beispiel Wasserpest) und tauchen sie in ein mit Wasser gefülltes zylindrisches Gefäß. Über der Wasserpflanze halten wir ein kleines schmales Gläschen, ein sogenanntes chemisches Probiergläschen, das wir mit Wasser gefüllt hatten. Wir sehen, daß bei Licht Gasblasen in dem schmalen, kleinen Gläschen aufsteigen und schließlich das Wasser aus dem Gläschen verdrängen. Es hat also bei Licht eine Gasentwicklung in der Pflanze stattgefunden. Ohne Licht findet das nicht statt. Wir können uns davon überzeugen, wenn wir unsere Versuchsanordnung im Dunkeln belassen: im Dunkeln bleibt jede Gasentwicklung aus. Was ist es nun für ein Gas, das die Pflanze bei Licht abgibt? Um uns darüber zu vergewissern, wollen wir dieses Gas untersuchen. Da steht uns ein einfaches Mittel zur Verfügung. Wir bringen einen glimmenden Span in das kleine Gläschen, aus dem das Wasser durch das Gas verdrängt

worden ist: der glimmende Span fängt an zu brennen. Diese einfache Probe sagt uns, daß das Gas, das bei Licht von der Pflanze entwickelt wurde, reiner Sauerstoff ist.

Sofort aber ist eine neue Frage da: Woher kommt es, daß die Pflanze Sauerstoff bei Licht abgibt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns schon an Versuche halten, die wir selber nicht anzustellen vermögen, Versuche, die nur in einem Laboratorium ausgeführt werden können. Zunächst müssen wir festhalten, daß die Luft stets geringe Mengen von Kohlenensäure enthält. Kohlenensäure ist ein chemischer Stoff, der aus Kohlenstoff und Sauerstoff besteht. Sauerstoff ist ein Gas, Kohlenstoff ist ein fester Körper. Bei Vereinigung von Kohlenstoff und Sauerstoff entsteht ein Gas, das wir eben Kohlenensäure nennen. Es ist nun von den Forschern nachgewiesen worden, daß die Entwicklung des Sauerstoffs von der Pflanze auch bei Licht ausbleibt, wenn man vorher alle Kohlenensäure aus der Luft herausgefängt hat. Das Herausfängen, das Reinigen der Luft von Kohlenensäure ist eine ziemlich einfache Sache. Man braucht nur die Luft mit einer starken Lauge, Natri- oder Natronlauge, in Kontakt zu bringen: dann wird alle Kohlenensäure aus der Luft durch die Lauge herausgeholt. Also: wenn wir eine Pflanze in einem abgeschlossenen Lustraum halten, aus dem wir alle Kohlenensäure herausgeholt haben, so überzeugen wir uns, daß bei dieser Pflanze die Entwicklung von Sauerstoff vollständig aufhört. Es sagt uns dieser Versuch, daß der Sauerstoff, den die Pflanze nach außen abgibt, aus der Kohlenensäure her stammt: ohne Kohlenensäure keine Entwicklung von Sauerstoff. Und noch mehr. Wenn wir eine Pflanze in einem abgeschlossenen Raume halten, aus dem wir alle Kohlenensäure entfernt haben, so geht die Pflanze bald zugrunde. Die Pflanze stirbt. Diese Tatsache sagt uns, daß die Pflanze die Kohlenensäure zum Leben braucht. Alles in allem: Die Pflanze kann nur gedeihen, wenn ihr Licht zur Verfügung steht, mit dessen Hilfe sie die Kohlenensäure verwerten kann.

Wie verwertet nun aber die Pflanze die Kohlenensäure in ihrem Haushalt? Da müssen wir zunächst von folgenden Dingen hören. Wenn wir ein Stückchen Blatt unter dem Mikroskop betrachten, so finden wir in den Zellen des Blattes kleine runde Scheiben von grüner Farbe. Man nennt diese Scheiben Chlorophyll oder Blattgrün. Häufig sieht man in diesen grünen Scheiben kleine graue-weiße Gebilde, die sich bei näherer Untersuchung als Stärkekörner erweisen. Wenn wir nun ein Blatt, das wir vom Baume gerissen haben, für einige Tage im Dunkeln belassen und dann wiederum ein Stückchen Blatt unter das Mikroskop bringen, so finden wir, daß in den grünen Scheiben dieses Blattes keine Stärke vorhanden ist. Setzen wir nun ein solches Blatt, das seine Stärke im Dunkeln eingebüßt hat, wieder der Sonne, dem Licht aus, so finden wir, daß nach einiger Zeit in diesem Blatte wiederum Stärke vorhanden ist. Bei Licht bildet sich in der Pflanze Stärke, die im Haushalt der Pflanze wieder verbraucht wird, so daß im Dunkeln, wo die Stärkebildung unterbleibt, schließlich alle Stärke wieder schwindet. Blattgrün und Stärke sind die beiden Punkte, um die sich alles jetzt dreht. Es hat sich nämlich gezeigt, daß das Blattgrün die Eigenschaft besitzt, die Kohlenensäure der Luft aufzuspalten und den Kohlenstoff festzuhalten, um ihn zu Stärke zu verarbeiten. Stärke ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasser. Das Wasser nimmt die Pflanze durch die Wurzeln aus dem Boden auf; den Kohlenstoff bekommt sie aus der Kohlenensäure der Luft, wobei der Sauerstoff, wie wir gesehen haben, nach außen abgegeben wird. Auf diese Weise gelingt es der Pflanze, aus den Stoffen der leblosen Natur einen Stoff zu fabrizieren, der nur in lebendigen Zellen zu finden ist, die Stärke. Nun findet aber die Pflanze im Boden auch noch Salze, zum Beispiel den Salpeter oder phosphorsaure Salze, und mit Hilfe dieser Salze bildet die Pflanze die Stärke um zu Eiweißstoffen, und die Stärke kann auch von der Pflanze zu Fetten umgebaut werden. Alle diese Arbeit der Aufspaltung von Kohlenensäure und des Aufbaues von chemischen Stoffen, die nur in der belebten Natur vorkommen, kann die Pflanze leisten, weil ihr „Energie“ von der Sonne, vom Sonnenlicht gespendet wird. Und festgehalten wird das Sonnenlicht eben von dem Blattgrün, das sich in den Zellen der grünen Teile der Pflanze findet.

Wenn wir Holz oder Kohle in der Dampfmaschine oder in unserem Ofen verbrennen, so entsteht Wärme. Und in der Dampf-

maschine können wir diese Wärme in mechanische Arbeitsleistung umwandeln. Woher stammt diese Fähigkeit des Holzes oder der Kohle zur Arbeitsleistung? Woher stammt die „Energie“ des Holzes? Die Antwort lautet: Aus den chemischen Stoffen, die in der Pflanze gebildet sind. Es ist in den chemischen Stoffen, die im Prozeß des Lebens der Pflanze aus den Stoffen der leblosen Natur gebildet werden, „Energie“ deponiert, „Energie“ aufgespeichert oder „gebunden“, und diese „Energie“ ist es, die beim Brennen des Holzes oder der Kohlen „frei“ wird. Auch im Lebensprozeß der Pflanzen und der Tiere wird Energie „frei“. Wir wissen, daß beim „Leben“ der Pflanze und des Tieres Wärme entsteht. Diese Wärme stammt aus einer Verbrennung von Stoffen der lebendigen Substanz der Zellen. Alles Leben ist auch nichts anderes als eine Umwandlung von Energie, die in den chemischen Stoffen der lebendigen Substanz aufgespeichert ist.

Nun haben wir aber oben gehört, daß die Bildung dieser chemischen Stoffe im Pflanzenkörper gebunden ist daran, daß Licht vorhanden ist. Ohne Licht kein Gedeihen der Pflanze, keine Bildung von Stärke, Eiweißstoffen und Fetten. Licht ist auch „Energie“, Licht hat auch die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Man denke zum Beispiel an die Photographie, wo auf der Platte Veränderungen durch das Licht stattfinden. Man kann mit Hilfe des Lichtes verschiedenartige chemische Vorgänge einleiten. Vor einigen Jahren ist es einem russischen Gelehrten gelungen, zu zeigen, daß man bei entsprechender Anordnung des Versuches die Lichtstrahlen auch zu chemischer Arbeitsleistung verwenden kann. Die Energie, die in den Stoffen der lebendigen Substanz aufgespeichert ist, stammt in letzter Linie heraus aus der Energie der Lichtstrahlen der Sonne.

So dürfen wir sagen, daß am Anfang alles Lebens von Pflanzen das Licht ist. (Schluß folgt.)

o o o

Die Frau im alten Rom.

III.

(Schluß.)

Für industrielle Kapitalanlagen hat die antike Wirtschaft, die noch keine Maschinen kannte, nur beschränkten Spielraum. Außer den Handels- und Wuchergeschäften warf höchstens die Plantagenwirtschaft größeren Profit ab. Um so mehr Geld wurde dem Luxus, der Entfaltung äußerer Pracht und Herrlichkeit geopfert. Von den öffentlichen Zirkusspielen zur Belustigung des Volks, von den öffentlichen Speisungen haben wir schon geredet. Die Kaiser und andere große Herren ließen sich den Bau herrlicher Markthallen, Tempel, Versammlungshäuser, Theater und vor allem der berühmten Badeanstalten ein schweres Geld kosten. Das waren alles notwendige Machtmittel, um die im Lumpenproletariat der Hauptstadt schlafende Bestie zu unterhalten und unschädlich zu machen. Allein diese Verwendung der Vermögen zu äußerem Pomp brachte auch den Gang zu persönlichem Luxus und Ausschweifungen mit sich. Privatleute ohne politischen Ehrgeiz, Freigelassene, die durch allerhand zweifelhafte Geschäfte ein Vermögen zusammengeschart hatten, nicht zum wenigsten die Damenwelt wurden die Hauptträger einer wüsten Sittenlosigkeit, die bald wie eine ansteckende Krankheit alle Gesellschaftsschichten durchschte. „Keuschheit“, klagte der schon einmal genannte Philosoph Seneca, „gilt als Beweis der Häßlichkeit. Einfältig und altmodisch ist, die nicht weiß, daß die Ehe ein einziger Ehebruch ist.“ Daß der Mann neben seiner rechtmäßigen Gattin noch eine Reihe Geliebten hatte, meist verheiratete Frauen, war gang und gäbe, und daß die Frauen ihre gesellschaftliche Freiheit recht ausgiebig zu Liebesabenteuern benutzten, war nur natürlich. Was sollte denn auch die von aller produktiven Arbeit befreite Dame mit ihrer Zeit anfangen? Es gab Damen, deren erschlafte Nerven einen besonderen Reiz darin fanden, sich dem nächsten besten Bauernjungen oder Maultiertreiber hinzugeben oder gleich der Straßenbirne in dunklen Ecken und Kellern sich zu prostituieren. Die Kaiserin Messalina ging in ihrer Geilheit so weit, Abend für Abend für wenige Kupfermünzen in den berüchtigsten Bordellen ihren hochadligen Leib den Rassträgern und Gelegenheitsarbeitern zur Verfügung zu stellen.

Der natürliche Geschlechtsverkehr genügte bald nicht mehr. Da man auch die Folgen des natürlichen Genusses scheute, so griff man zum unnatürlichen. Die Unzucht in jeglicher Gestalt wurde zu einer unheimlichen Virtuosität ausgebildet. Begünstigt wurde diese Schweinerei durch das Institut der Sklaverei. Sklaven und Sklavinnen wurden zu unzähligen Zwecken abgerichtet und mußten sich zum Nutzen ihrer Herrschaft den Lustlingen feilbieten. Die öffentlichen Bäder, die Bogenhallen der Zirkusse, die polizeilich kontrollierten Bordelle, die Heinen Weinschenken, die dunklen Keller

der Bädereien, in denen das Korn lagerte und das Mehl mit großen Handmühlen gemahlen wurde, der dunkle Schatten der Tempel und Denkmäler — überall schlug die natürliche und unnatürliche Geschlechtslust ihren Wohnsitz auf.

In den proletarischen Vierteln hauste die verachtete Berufsdirne. Sie stand unter polizeilicher Kontrolle und konnte niemals wieder einen geachteten Beruf ergreifen. Durch eine strenge Kleiderordnung war sie schon äußerlich von der „ehrbaren“ Frau unterschieden. Meist wurde sie von gewissenlosen Bordellwirten und geriebenen Kupplern schamlos ausgebeutet. Nacht oder nur mit leichten Schleiern bekleidet mußte sie auf Befehl ihres Ausbeuters, sobald die zur Öffnung des Bordells polizeilich festgesetzte Stunde geschlagen hatte, sich vor der Tür ihrer Zelle aufstellen und ihre Reize feilbieten. Schmutz, häßliche Krankheiten, innere und äußere Verkommenheit waren ihr trauriges Los. Etwas besser war schon die daran, die heimlich und auf eigene Faust dem Verdienst nachging. Vielfach trieb der bare Hunger, die Brutalität verrohter Eltern oder eine erbärmliche Kupplerin das Mädchen in den Abgrund. Und doch war gerade unter diesen Mädchen noch oft ein Funke echter Menschlichkeit lebendig. In den Sittenstücken zeitgenössischer Dichter begegnet uns nicht nur einmal die treue, aufopfernde Liebe einer verachteten Dirne im Gegensatz zu der verlogenen Ehrbarkeit und geschminkten Gemeinheit so mancher vornehmen Dame.

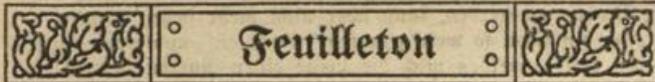
Von der Dame schwer zu unterscheiden war die herrschaftliche Mätresse. Das Geld ihres Liebhabers schützte sie vor der polizeilichen Kontrolle, über die Kleidervorschriften setzte sie sich stolz hinweg. Bei hellem Tag, auf offener Straße durfte sie sich zeigen. Wie eine Königin geschmückt ruhte sie in der kostbaren Sänfte, die hochgewachsene nubische Neger trugen. Vorauseilende Käufer bahnten den Weg durch die Menge. Eine Schaar von Verehrern folgte ihr. Sklaven wehten ihr Kühlung zu, groteske Zwerge beschloffen oft den Aufzug. Im Zirkus saß sie auf den besten Plätzen. Dame wie Mätresse hatten in mancher politischen Intrige ihre weißen Händchen mit im Spiel.

Ihren Sklavinnen gegenüber war die Dame oft genug der wahre Teufel, und damit schlagen wir die düsterste Seite auf im Buche der römischen Geschichte, das Los der unfreien Arbeiterin, der Sklavin. Das Schicksal der Sklaven im allgemeinen haben wir schon gestreift. In Webereien und Spinnereien, in den Mühlen, bei der Feldarbeit und im häuslichen Dienste werden weibliche Arbeitskräfte in Masse verwendet. Ihr Los war traurig, aber fast noch unerträglich war das Los der Kammermädchen und Josen, die Tag und Nacht des Winkes ihrer Herrin gewärtig sein mußten. Durch Nichtstun, Ausschweifungen und Ränkespinnen waren die Nerven der Domina meist von vornherein schon verdorben. Von Klein auf war die vornehme römische Dame an Fechterspiele und Tierheben gewöhnt, schon als Kind hatte sie blutigen Bestrafungen und Auspeitschungen des Hausgenusses zugehört. Ihr Gefühlsleben war oft genug entartet, ein krankhaftes Herrenbewußtsein entwickelte die Lust an Grausamkeiten. Jede Kleinigkeit brachte die Herrin in Wut, und jeden Ärger hatten die zitternden Josen oft blutig zu büßen. Daher gehörte es zum Kostüm der Kammerjosen, daß sie im Ankleidezimmer der Herrin bis an die Brüste völlig nackt erscheinen mußten. Zur Züchtigung dienten Geißeln, die aus Draht geflochten und unten mit Knöcheln oder metallenen Knöpfen verstärkt waren. Wohl der ungeschickten Haarfräulein, der nur der metallene Spiegel, der das Versehen der Dienerin zuerst verriet, an den Kopf flog und nicht die mehrere Zoll lange, in eine geschliffene Spitze auslaufende Schmutznadel — ein ebenso bequemes als grausames Züchtigungsmittel — in den Arm oder die Brüste drang. Wehe der Unglücklichen aber, wenn die zürnende Herrin einer zu diesem Senkergeschäft besonders ausgebildeten Sklavin befaß, die Strafe zu vollziehen. Ohne Erbarmen wurde die Arme ergriffen, mit den zusammengedrehten Haaren an einen Kürzposten oder eine Säule gebunden und mit Riemen, die aus Rindsleder geschnitten waren, oder mit Knotenstricken so lange auf den nackten Rücken gepeitscht, bis die Gebieterin ihr erlösendes: „Es ist genug!“ oder: „Geh!“ rief. Der christliche Kirchenvater Chrysostomus im vierten Jahrhundert erzählt von einer Frau, die ihre Mädchen völlig nackt auszog, an die Füße ihres Sofas band und so auspeitschte. Viele Sklavinnen starben an den Folgen der Mißhandlungen.

Auf dem Rücken solcher bestialisch zu Tode gequälter Arbeiterinnen, mit dem Blut und Schweiß von Millionen unseliger Sklaven, über die Leichen hinweg ungezählter Opfer kriegerischer Eroberung bauten die herrschenden Massen Roms ihre Weltmacht, den größten Sklavenhalterstaat der Erde. Und doch fiel die Sklaverei als wirtschaftliches Institut nicht vor der geistigen Nacht der

christlichen Religion, die sich im Gegenteil noch im achtzehnten, ja noch im neunzehnten Jahrhundert sehr gut mit ihr vertragen, sondern unter den Hammerschlägen der fortschreitenden Technik, die eine andere Produktionsweise hervorbrachte. Aber das Recht der alten Sklavenshalter, das weltberühmte römische Recht ist noch heute die Grundlage unseres bestehenden Personen- und Sachenrechts. Die Ausbeutung des Schwächeren durch den Starlen hat eben nur ihre Form gewechselt, nicht ihr Wesen. Eines aber hat sich gewandelt. Das moderne Kapital hat mit Hilfe der Maschinen ein persönlich freies Proletariat geschaffen, nicht des darbenenden Müßiggangs wie im alten Rom, sondern der gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Darin liegt unsere Macht und die Bürgschaft unseres endlichen Sieges.

Die moderne proletarische Frau aber nimmt in vollem Umfang teil sowohl an der produktiven Arbeit als an dem Befreiungskampf ihrer Klasse. Die Emanzipation der Frau, die wir heute erleben, ist keine Emanzipation der ausbeutenden Dame, sondern in erster Linie der schaffenden Proletarierin. Damit ist auch jener Einwand abgetan, den reaktionäre Geister mit dem Hinweis auf die römische Geschichte erheben, als ob die Emanzipation der Frau notwendig zur Auflösung aller geschlechtlichen Zucht und Sitte führen müsse. Soweit sie unter Zucht und Sitte nur die geistige Minderwertigkeit und Anspruchslosigkeit verstehen, mit der die Frau sich unter die Geschlechterherrschaft des Mannes und die Klassenherrschaft der Besitzenden beugte, so fahren sie wohl dahin, soweit aber die feine Scham und jene innere Keuschheit gemeint ist, die das Weib hindert, sich aus Leidenschaft oder um äußeren Vorteils willen wegzuwenden, so ist es gerade die Befreiung der arbeitenden Frau auf allen Lebensgebieten, die durch Weckung der geistigen Selbständigkeit ihr das Bewußtsein der Würde und ihres Wertes verleiht. Die Sittenlosigkeit Roms war mit eine Folge der schrankenlosen Ausbeutung, der dieses Herrenvolk fröhnen konnte, die wahre Sittlichkeit wird eine Folge der freien Arbeit in einer Gesellschaft von Gleichen sein.



Wieviel Erde braucht der Mensch?

Erzählung von Leo Tolstoi.

(Schluß.)

VI.

Während die Wäschkiren so streiten, kommt plötzlich ein Mann in einer Fuchsfellmütze ins Zelt. Alle verstummen und erhoben sich. Und der Dolmetsch sagte:

„Es ist der Älteste selbst!“

Pachom holte gleich den schönsten Kasten hervor und überreichte ihn dem Ältesten; auch fünf Pfund Tee gab er ihm. Der Älteste nahm die Geschenke an und setzte sich auf die erste Stelle. Die Wäschkiren begannen ihm sofort etwas zu erzählen. Der Älteste hörte sie an, nickte mit dem Kopfe, daß sie schweigen sollten, und sagte zu Pachom russisch:

„Nun, ich habe nichts dagegen. Nimm dir Land, wo es dir beliebt; wir haben genügend da.“

Pachom sagte sich: Was heißt das, daß ich mir so viel nehmen darf, als ich mag? Man muß es doch irgendwie schriftlich abmachen. Sonst können sie heute sagen, daß es mir gehört, und es mir morgen wieder abnehmen.

„Ich danke euch“, sagte er, „für die freundlichen Worte. Ihr habt ja viel Land, und ich brauche nur wenig. Ich muß aber genau wissen, welches Stück mir gehört. Man sollte es irgendwie abgrenzen und auf meinen Namen einschreiben. Gott ist ja Herr über Leben und Tod. Ihr gebt mir das Land; vielleicht kommen aber einmal eure Kinder und nehmen es mir wieder weg.“

„Du hast recht“, entgegnete der Älteste, „man kann es ja auch schriftlich abmachen.“

Pachom sagte weiter:

„Ich habe gehört, daß euch neulich ein Kaufmann besucht hat. Ihr habt ihm gleichfalls etwas Land geschenkt und einen Vertrag darüber abgeschlossen; ich möchte es gern auch so machen.“

Der Älteste begriff alles.

„Das kann man wohl machen“, sagte er, „wir haben auch einen Schreiber; wir wollen in die Stadt fahren und alles besiegeln.“

„Und welchen Preis verlangt ihr dafür?“ fragte Pachom.

„Wir haben nur einen Preis: tausend Rubel für den Tag.“

Pachom verstand es nicht.

„Was ist denn der Tag für ein Maß? Wieviel Dehjatinen sind es?“

„Wir können es gar nicht berechnen“, erwiderte der Älteste. „Wir verkaufen so: wieviel Land du an einem Tage umgehen kannst, so viel gehört dir. Und so ein Tag kostet tausend Rubel.“

Pachom wunderte sich.

„In einem Tage“, sagte er, „kann man ja ein sehr großes Stück Land umgehen.“

Der Älteste lachte:

„Ja, und alles soll dir gehören! Wir machen aber noch eine Bedingung aus: wenn du am gleichen Tage nicht auf die Stelle zurückkommst, von der du ausgegangen bist, so ist dein Geld verfallen.“

„Wie wollt ihr euch die Stelle merken, von der ich ausgehe?“

„Sehr einfach: wir werden uns auf dem Fleck, den du wählst, aufstellen und warten, bis du dein Stück Land umgangen hast. Du nimmst eine Hacke mit und bringst, wo es nötig ist, Grenzmarken an: an den Ecken grabst du den Rasen auf, und wir werden hinterdrein mit dem Pfluge von Marke zu Marke Furchen ziehen. Du kannst einen beliebig großen Kreis machen, doch mit der Bedingung, daß du vor Sonnenuntergang an den gleichen Ort zurückkommst, von dem du ausgegangen bist. Alles, was du umgangen, ist dein!“

Pachom freute sich. Sie beschloßen, früh am Morgen hinauszu- gehen. Sie sprachen noch eine Zeitlang miteinander, tranken Kumys, aßen Hammelfleisch und tranken Tee. Inzwischen war die Nacht angebrochen. Die Wäschkiren bereiteten Pachom ein Lager auf Dauncupfahl und gingen auseinander. Man verabredete, am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen, um den Ort noch vor Sonnen- aufgang zu erreichen.

VII.

Pachom legte sich auf sein Lager, konnte aber keinen Schlaf finden. Er mußte immer an sein Land denken: „Ich werde mir ein gehöriges Stück einheimen. An einem Tage kann ich ja leicht fünfzig Werst machen. Die Tage sind jetzt so lang wie Jahre; und in einem Kreise von fünfzig Werst ist viel Land enthalten! Das schlechtere Land werde ich verkaufen oder an Bauern verpachten, das bessere werde ich für mich behalten. Ich werde mir zwei Ge- spann Ochsen anschaffen und noch zwei Knechte aufnehmen; an die fünfzig Dehjatinen werde ich bebauen und auf dem übrigen Lande mein Vieh weiden lassen.“

Erst kurz vor Tag schlummerte Pachom ein. Und er hatte einen Traum. Er lag, so träumte ihm, in diesem selben Zelt und hörte draußen jemand lachen. Er wollte sehen, wer es war, stand auf, ging hinaus und sah den Ältesten der Wäschkiren vor dem Zelt stehen. Er hielt sich mit beiden Händen den Bauch und schüttelte sich vor Lachen. Pachom ging auf ihn zu und fragte: „Worüber lachst du denn?“ Es war aber gar nicht der Älteste, sondern jener Kaufmann, der ihn einst besucht und ihm vom Wäschkirenland erzählt hatte. Er fragte den Kaufmann: „Bist du lange hier?“ — Nur war es gar nicht der Kaufmann, sondern jener Bauer aus dem Wolgagebiet, der zu ihm noch früher in der alten Heimat gekommen war. Pachom schaut ihn an: es ist auch gar nicht der Bauer, sondern der Teufel selbst, mit Hörnern und Hufen; der Teufel lacht, und vor ihm liegt ein Mann, barfuß, nur mit Hemd und Hose bekleidet. Pachom sieht genauer hin: was mag es für ein Mensch sein? Und er sieht — der Mann ist tot und ist niemand anders als er selbst. Pachom erschrak und erwachte. Als er ganz wach war, sagte er sich: „Was es doch nicht alles für Träume gibt!“ Er blickte sich um und sah durch die offene Tür, daß es schon tagte. „Ich muß die Leute wecken“, denkt er sich; „denn es ist Zeit, aufzubrechen.“ Pachom stand auf, weckte seinen Knecht, der im Wagen schlief, befahl ihm, einzuspannen und ging, die Wäschkiren zu wecken.

„Es ist Zeit“, sagte er, „in die Steppe hinauszufahren, um mein Land abzumessen.“

Die Wäschkiren standen auf und versammelten sich vor dem Zelt; auch der Älteste kam herbei. Sie begannen wieder Kumys zu trinken und boten Pachom Tee an; er wollte aber keine Zeit verlieren.

„Wenn wir hinausfahren wollen, müssen wir es gleich tun“, sagte er, „denn es ist höchste Zeit!“

VIII.

Die Wäschkiren machten sich fertig, brachen auf und fuhren teils im Wagen, teils ritten sie nebenher. Pachom fuhr mit dem Knecht in seinem Wagen; sie nahmen auch Hacken mit. Wie sie in die Steppe kamen, rötete sich eben der Osten. Sie fuhren einen Hügel, einen „Schigan“, wie es in der Wäschkirensprache heißt, hinauf, stiegen von den Pferden und aus den Wagen und kamen an einem

Blage zusammen. Der Älteste ging auf Pachom zu, zeigte mit der Hand und sagte:

„Dieses ganze Land, so weit dein Blick reicht, gehört uns. Wähle dir nun ein Stück nach deinem Geschmack.“

Pachoms Augen brannten vor Verlangen: es war lauter gutes Steppenland, glatt wie eine Handfläche, schwarz wie Mohnkörner; in den Vertiefungen wuchsen Gräser verschiedener Art, die einem bis an die Brust reichten.

Der Älteste nahm seine Fuchsfellmütze ab und legte sie auf den Boden.

„Das soll unser Merkzeichen sein,“ sagte er. „Von hier sollst du ausgehen und hierher wieder zurückkommen. Was du umgehst, gehört dir.“

Pachom holte sein Geld aus der Tasche, legte es auf die Mütze, zog den Kasten aus und behielt nur sein Unterkleid an. Er schnallte den Gürtel fester um den Leib, steckte sich ein Säckchen mit Brot in den Busen, band sich eine Kürbisflasche mit Wasser an den Gürtel, zog die Stiefelschäfte höher hinauf, reckte sich, nahm aus den Händen des Knechtes die Hade und stand so marschbereit da. Er überlegte sich noch, welche Richtung er einschlagen sollte — denn das Land war überall von gleicher Güte. Er sagte sich schließlich: „Es ist ja wirklich einerlei; ich gehe dem Sonnenaufgang zu.“ Er stellte sich mit dem Gesicht nach Osten, reckte sich und wartete, daß ein Rand der Sonnenscheibe zum Vorschein käme. „Ich will keine Zeit verlieren,“ sagte er sich; „solange es noch kühl ist, geht es sich viel leichter.“ Kaum schossen die ersten Sonnenstrahlen am Himmelstrand hervor, als Pachom die Hade auf die Schulter nahm und in die Steppe ging.

Pachom ging nicht zu schnell und nicht zu langsam. Als er eine Werst weit gegangen war, grub er ein Loch und schichtete einige Nasenstücke übereinander auf, damit das Zeichen von weitem sichtbar sei. Er ging weiter. Seine Glieder waren durch Bewegung gelenkiger geworden. Er war allmählich in Schwung gekommen und beschleunigte seine Schritte. Er ging noch eine Strecke weiter und grub das zweite Loch.

Pachom blickte sich um. Er konnte im Sonnenlicht gut den Hügel sehen, auch die Leute und selbst das Funkeln der eisenschlagenden Räder. Pachom schätzte die Strecke, die er zurückgelegt, auf fünf Werst. Es war ihm wärmer geworden; er zog daher das Unterkleid aus, warf es über die Schulter und ging weiter. Nun wurde es heiß. Er blickte auf die Sonne — es war gerade die Stunde, Brotzeit zu machen.

„Nun ist gerade ein Viertel des Arbeitstags verstrichen,“ dachte sich Pachom. „Es ist noch zu früh, einzubiegen. Ich will mir nur die Stiefel ausziehen.“ Er setzte sich, zog die Stiefel aus, befestigte sie am Gürtel und ging weiter. „Ich will noch an die fünf Werst gehen und dann nach links einbiegen. Hier ist der Boden gar zu gut; es wäre schade, wenn ich schon einbiegen wollte. Je weiter ich gehe, um so besser scheint das Land.“ Er ging noch eine Strecke geradeaus und blickte sich um: der Hügel war kaum noch zu sehen; die Leute darauf erschienen wie Ameisen, und die Wagenräder glänzten kaum merklich in der Sonne.

„In dieser Richtung,“ sagte sich Pachom, „habe ich genug; jetzt heißt es einbiegen! Ich bin ganz in Schweiß gebadet. Ich will etwas Wasser trinken.“ Er blieb stehen, grub ein etwas größeres Loch, schichtete die Nasenstücke übereinander, band die Kürbisflasche vom Gürtel, trank und bog dann scharf nach links ein. Er ging und ging, geriet in hohes Gras; es wurde aber immer heißer.

Pachom begann Müdigkeit zu spüren; er blickte auf die Sonne und sah, daß es jetzt die Mittagstunde war. „Nun, jetzt darf ich wirklich etwas ausruhen!“ Pachom blieb stehen und setzte sich. Er aß Brot, trank Wasser, legte sich aber nicht hin, denn er sagte sich: „Wenn ich mich hinlege, kann ich unversehens einschlafen.“ Er blieb eine Weile sitzen und ging dann weiter. Anfangs fiel ihm das Gehen leicht, denn das Mittagbrot hatte ihn gestärkt. Es war ihm aber sehr heiß, auch überkam ihn allmählich die Schläfrigkeit. Er ging aber rüstig vorwärts und dachte: „Die Mühe ist kurz, doch das Leben ist lang.“

Nachdem er auch in dieser Richtung eine weite Strecke zurückgelegt hatte, wollte er wieder nach links einbiegen; da stieß er aber auf eine feuchte Talfentung; es war schade, sie aufzugeben. Er dachte sich: „Hier muß Flachs gut gedeihen.“ Und er ging noch weiter in der gleichen Richtung. Er nahm also auch noch die feuchte Stelle in seinen Kreis auf, grub wieder ein Loch und machte den zweiten Winkel. Pachom blickte auf den Hügel zurück: es war dunstig geworden, die Luft schien in der Sonnenglut zu zittern, und durch den Dunst hindurch konnte man die Leute auf dem Hügel kaum sehen.

„Ich habe die beiden ersten Seiten zu lang gemacht,“ jagte sich Pachom, „die dritte Seite muß kürzer werden.“

Er begann noch schneller zu gehen, um die dritte Seite des Biercks zu machen. Er sah auf die Sonne: sie neigte sich der Vesperzeit zu. Auf der dritten Seite hatte er aber erst kaum zwei Werst zurückgelegt, und bis zum Ausgangsort blieben noch immer fünfzehn Werst.

„Nein,“ sagte er sich, „so geht es nicht: wenn es auch ein schiefes Stück wird, ich muß jetzt geradeaus aufs Ziel gehen. Daß es nur nicht zu viel wird. Ich habe ja auch schon jetzt genug.“ Pachom grub schnell ein Loch und ging direkt auf den Hügel zu.

IX.

Pachom geht also geradezu auf den Hügel zu, und das Gehen fällt ihm immer schwerer: er schwitzt, die bloßen Füße sind geschunden und wollen ihm nicht mehr gehorchen. Er will gern etwas ausruhen, darf es aber nicht mehr; sonst kann er vor Sonnenaufgang nicht zurück sein. Die Sonne wartet nicht und sinkt immer tiefer.

„Habe ich nicht doch einen Fehler gemacht und mir zu viel Land genommen? Wenn ich nur nicht zu spät komme!“

Er blickte bald auf den Hügel, bald auf die Sonne: bis zum Ziel ist es noch weit, die Sonne steht aber schon dicht über dem Stepperrand. Pachom geht mit großer Mühe und beschleunigt immer seine Schritte. Er geht und geht, die Entfernung bleibt aber immer die gleiche; nun fängt er zu laufen an. Er wirft das Unterkleid, die Stiefel, die Kürbisflasche und die Mütze fort und behält nur die Hade, um sich auf sie zu stützen.

„O weh,“ sagt er sich, „ich war zu gierig, ich habe die ganze Sache verdorben, werde vor Sonnenuntergang nicht hinkommen.“

Die Angst benimmt ihm den Atem. Er rennt, was er rennen kann; Hemb und Hose kleben ihm am Leibe, sein Mund ist wie ausgetrocknet, die Lunge arbeitet wie ein Schmiedebalg, das Herz hämmert, und die Beine wollen ihn nicht tragen und knicken ein. „Daß ich vor Überanstrengung nicht sterbe,“ denkt er voller Angst. Er fürchtet zu sterben, kann aber nicht mehr stehen bleiben.

„Ich bin schon so weit gelaufen,“ denkt er, „und wenn ich jetzt stehen bleibe, werden mich die Leute einen Narren nennen!“

Er läuft und läuft, erreicht beinahe den Hügel und hört, wie ihn die Waschkühen mit Kreischen und Schreien antreiben. Vor diesem Geschrei brennt sein Herz noch mehr. Pachom läuft mit den letzten Kräften, die Sonne erreicht aber schon den Stepperrand, sieht durch den Dunst ganz groß und blutrot aus. Jeden Augenblick kann sie untergehen. Er hat aber nicht mehr weit zu laufen. Pachom sieht die Leute auf dem Hügel stehen; sie winken ihm und treiben ihn an. Er sieht auch die Fuchsfellmütze auf der Erde, sieht sein Geld auf ihr liegen, sieht den Ältesten auf der Erde sitzen und sich mit beiden Händen den Bauch halten. Pachom muß an seinen Traum denken. Er sagt sich:

„Nun habe ich viel Land; ob es mir beschieden ist, darauf zu leben? Wehe! Ich habe mich zugrunde gerichtet, erreiche den Hügel nicht mehr...“

Pachom blickt wieder auf die Sonne: sie berührt schon den Horizont, und ein Stück an ihrem Rande ist bereits abgeschnitten. Pachom nimmt seine letzten Kräfte zusammen, beugt sich mit dem ganzen Körper vor, so daß seine Beine kaum mehr mitkommen können. Wie Pachom den Hügel erreicht, wird es plötzlich dunkel. Er blickt zurück — die Sonne ist schon untergegangen. Pachom stöhnt auf: „Umsonst war meine ganze Mühe!“ Er will stehen bleiben, hört aber die Waschkühen noch immer schreien. Es fällt ihm ein, daß es ihm nur unten so scheint, daß die Sonne schon untergegangen sei; vom Hügel kann man sie wohl noch sehen. Pachom holt Atem und läuft den Hügel hinauf. Oben ist es noch hell. Er erreicht den Gipfel und sieht die Mühe. Vor der Mühe sitzt der Älteste, schüttelt sich vor Lachen und hält sich mit den Händen den Bauch. Wieder muß Pachom an seinen Traum denken. Er stöhnt auf, die Beine knicken ihm ein, und er fällt hin, wobei er mit den Händen noch gerade die Mühe berührt.

„Das hast du gut gemacht!“ schreit ihm der Älteste zu, „viel Land hast du gewonnen!“

Pachoms Knecht läuft herbei, um seinem Herrn auf die Beine zu helfen. Pachom liegt aber tot da, und aus seinem Munde rinnt Blut.

Der Knecht nahm die Hade, grub ein Grab, genau so lang, als Pachoms Körper war — drei Ellen — und verscharrte seinen Herrn.